

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 26 (1922-1923)

Heft: 1

Artikel: Gottfried Kellers Testament [Schluss folgt]

Autor: Ammann, G.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tur und bewirkt bei der Wiedergabe derselben jene pathetische Steigerung, wie wir sie etwa in der modernen Literatur bei einem Conrad Ferdinand Meier empfinden, der eine ausgesprochene Neigung zum pathetischen Heroismus besaß. Seine heroischen Landschaften unterscheiden sich jedoch vor andern, die z. B. auf Odysseus' Schicksale anspielen, wesentlich dadurch, daß sie durch ihre eigene Größe und Wucht heroisch wirken, nicht durch die Legende, die sich daran knüpft. Man beachte, wie er z. B. im „Eggestock“ oder in der „Bernina“ aus einem kleinen Ausschnitt der Natur deren Größe heraushebt, indem er seine Kraft auf einem Punkte sammelt, die Gebirgsgruppe vereinfacht und so daß Charakteristische ins übernatürlich Große stei-

gert. Dazß der Einsame auch der Romantik zugänglich ist, die sich vom Leben abschließt und der Seele lebt, beweisen Bilder wie „das geheimnisvolle Haus“, „Poeta“, „Burgruine“ u. a. Wie aber Liebe zur Natur all diese Werke, die wir unsfern Lesern vorführen, hervorgebracht hat, ist es eine selbstverständliche Voraussetzung, daß der Beschauer sich ihrer Betrachtung ebenfalls mit Liebe und Unbefangenheit widmet. Wenn er dann aus der Verzenkung zurückkehrt, möge als Nachklang der Inhalt jenes Liedchens seine Seele umschweben: Über alles Erdenleid tröstet die Schönheit!

(Die hier genannten Radierungen können in großem Format durch alle Kunsthändlungen, in Zürich beim Mercatorium, bezogen werden.)

Gottfried Kellers Testament.

Eine Studie von G. Ammann, Richterswil, mit Bezugnahme auf den eigentlichen und den bildlichen Sinn des Wortes.

„O mein Heimatland, als ich arm doch froh, fremdes Land durchstrich, wie war da der Bettler stolz auf Dich!“

Bettler? Dieses Wort bedeutet hier keineswegs eine dichterische Floskel. Als armer Schlucker war der 24jährige Malstudent aus München heimgekehrt in seine Vaterstadt, deren Schulbehörde den 14jährigen ausgestoßen, einem unsichern Gassenleben preisgegeben hatte; Hunger und bittere Not trieben ihn nun heim zu Mutter und Schwester, die schwer für ihn gedarbt, deren Kostgänger der im Ungewissen taßtende junge Mann dann abermals sechs lange Jahre geblieben. Eine Kette von Entbehrungen waren auch die Studienjahre des Stipendiaten in Heidelberg und Berlin, wie in des angehenden Dichters Selbstbiographie und in seinen hinterlassenen Briefen immer und immer wieder zu lesen steht. Verschuldet bis über die Ohren, arm wie eine Kirchenmaus auch in Berlin! Arm, — doch — froh! Froh auch in den magern Jahren der Not, froh im zuversichtlichen Bewußtsein innerer Kraft, im ahnungsvollen Gefühl des zum Teil noch schlummernden Genies!

Langsam, wie „Hartholz, das desto länger brennt“, war diese Kraft gewachsen. Und als der 36jährige 1855 zum zweiten Male heimkehrte, da tat er es, wenn auch abermals mit leerem Beutel, doch aufrechten Hauptes, hatte doch inzwischen das literarische Deutschland einstimmig den Verfasser des „grünen Hein-

rich“ und der „Leute von Seldwyla“ mit dem Lorbeer bekränzt. In frohem Behagen, wenn auch lange Zeit ohne klingenden Erfolg, wurde nun weiter gearbeitet, politisiert und gelegentlich — es waren ja die Jugendjahre des schweizerischen Bundesstaates, — bei festlichem Anlaß auch pokuliert. Bis im Jahre 1861 die Türe der Staatschreiberei zu sicherm Unterkommen und zu geordneter Tätigkeit sich öffnete, auf 15 Jahre, die zugleich für fortgesetzte Aussaat auf literarischem Boden von tiefgründiger Bedeutung waren, indem die Dichtungen des letzten Lebensabschnittes unseres Meisters, 76—90, nach Seimanslage und Stoff noch in die Staatschreiberjahre zurückgreifen. So konnte der „arme Schlucker“, der am 20. Geburtstage zwischen Feuersteinen und abgerissenen Knöpfen nur einen rostigen Baßen in der Hosentasche gefunden, am 70., als dem letzten seines Lebens, auf eine Ernte hinblicken, wie solche nur wenigen Sterblichen vergönnt ist; und als der greise Dichter in Unwesenheit von Arnold Böcklin und Prof. Schneider sein Haus bestellte, da setzte er zum Erben seiner Hinterlassenschaft den Hochschulfonds des Kantons Zürich ein, mit der Bestimmung, daß der Stadt Zürich seine ganze Bibliothek nebst Ehrengaben zukommen sollte, und daß ferner vom Reinvermögen, nach Ausrichtung verschiedener Legate, die Hälfte an den eidgen. Winkelriedfonds abzuliefern sei. „Da ich“, fügte der Testator bei, „nie Gelegenheit hatte, meinem Vaterland gegenüber die Pflichten als Soldat ab-



Wolenschatten.

zutragen, so hoffe ich und freut es mich, ihm in dieser Weise einen Dienst leisten zu können."

So müßig nun die Frage erscheinen mag, wie hoch wohl in Franken ausgedrückt, das von Gottfried Keller der Öffentlichkeit überwiesene Legat sich beläuft, so ist sie doch für manchen nicht ohne Reiz. Die Biographen schweigen sich in diskreter Weise darüber aus; dem Testator selbst, der sich zeitlebens wenig um den Mammon gekümmert, soweit nicht dringende Not ihn zwang, konnte der genaue Betrag auf keinen Fall bewußt sein, indem letzterer zum weitaus größten Teil auf dem Bücherverkauf während der vom Gesetze bestimmten 30jährigen Schutzzeit nach Hinschied des Dichters beruhte. — Von Herrn Kantonsschul-Kassier Pfister erhielt ich, durch freundlichen Brief vom 31. August 1921, die nachgesuchte Aufklärung, wonach für Neuauflage Kellerscher Werke von der Besser'schen Buchhandlung (W. Herz), später von J. G. Cotta, insgesamt Fr. 588,243 abgeliefert wurden, wo von für Errichtung von Keller-Andenken, Erwerb von Bildern und Briefen, für ein Stipendium, Verpflegung einer Jugendfreundin und für Verwaltungskosten Fr. 28,435 abgingen, so daß ein Rest verbleibt von Fr. 559,808.

Über eine halbe Million also testierte G. Keller seiner Heimat. Wie richtig aber erscheint diese Summe neben den von keiner Valuta beeinflußten idealen Werthen, welche er der Nachwelt hinterlassen hat! „Des Dichters Tod, wenn er ein wirklicher Künstler war, ist für ihn der Unsterblichkeit Anfang“ (von Arx.), Friedrich Schiller z. B. wirkt jetzt noch u. a. mit seiner „Glocke“, seinem „Tell“ und wird auf ungezählte Reihen nachfolgender Geschlechter einwirken; ähnlich Dante, Raffael, Beethoven, Michelangelo. Durch die Harmonie des Wortes, des Tones, der Form und Farbe weicht der Künstler den in seinem Werke zum Ausdruck gebrachten Gedanken für eine Ewigkeit; so wird die Nachwelt auch in der Bewunderung Kellers so wenig zurückgehen, als moderne Strömungen den Ruhm der vorgenannten Klassiker zu erschüttern vermochten. Wenn wir aber eines seiner Bücher noch speziell als Testament bezeichnen dürfen, so ist es seine letzte Schöpfung, und das schon darum, weil — obwohl mit Unrecht aus mehr als einem Grunde — dieselbe erst nach des Verfassers Tod volle Anerkennung fand. „Martin Salander“ erschien, nachdem der Meister während

5 Jahren daran gemeißelt, anno 86. Ihm sei vorzugsweise diese Studie gewidmet, doch erlaube ich mir, an den Untertitel anknüpfend, vorerst noch etwas weiter auszuholen:

Martin Salander, „ein Roman“, heißt es nämlich auf dem ersten Blatte. „Roman“, dies Wort sticht manchem verdachterweckend in die Augen. Spricht man doch von überspannten, von Sensations-, von Hintertreppen-, von schlüpfrigen und Schund-, ja von Likör-Romanen! Wie süßes Naschwerk, im Übermaß genossen, Mund und Magen, so verdixt in der Tat wahllose Romanleserei Sinn und Energie für praktische Lebensziele. Wenn aber, nach Stunden oder Tagen der Arbeit und Sorge, es dem einen erlaubt ist, sich mit der Pfeife im Munde ins Gras zu legen, sich hinter den Tagesanzeiger zu vergraben oder an einem Musikstück seinen Sinn zu erheitern, so darf auch der andere ein Kapitel aus einem anerkannt guten Roman sich bedächtig zu Gemüte führen. — Dieser wahrhaft gute Roman aber, seit Walter Scott und Goethe eine frei erfundene längere Erzählung, auf dem Boden innerer Wahrheit als Kunstwerk herausgewachsen aus der gestaltenden Seele des Dichters, darf als Ausdruck und Träger wichtigster Lebensfragen bezeichnet und gewertet, und nicht bloß als bequemes Unterhaltungsmittel geschäzt werden. Er ist, abgesehen vom Drama, zugleich diejenige Form der Dichtung, welche weitern Kreisen am ehesten zugänglich und wohl auch am besten geeignet ist, im Volke den Sinn für Kunst und höhere Ideen überhaupt zu pflegen. Auch dieses aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung eines langsam verständnisvollen Lesens. Gilt diese Bedingung einer fruchtbaren Lektüre schon für die Schriften mittelguter Schriftsteller, so in erhöhtem Maße für die so tiefgründigen Schöpfungen unseres G. Keller. — Nach solcher Auseinandersetzung nun treten wir heran an unsern Roman und betrachten ihn als Testament

1. des Bürgers, 2. des Künstlers, und 3. des Menschen Gottfried Keller.

1.

Vor allem also erscheint „Martin Salander“ als das von Widmann in Bern so genannte goldene Buch des Republicans, darin Keller all seine staatsbürglerliche Weisheit wie ein politisches Vermächtnis ausgegossen. Die Ausarbeitung fällt, wie schon bemerkt, in die unserm Gottfried nach seinem Rücktritt aus

dem Staatsdienst zuteil gewordene Mußezeit (75—85). Während seiner Amtstätigkeit selbst aber hatte sich, der Revision der Bundesverfassung vorgängig, die radikale Umwälzung des zürcherischen Staatswesens vollzogen, eine Reihe heftig bewegter Jahre voller Parteikämpfe, deren wir Älteste, damals Studenten, Lehrlinge oder jüngere Angestellte, uns noch lebhaft erinnern. Die Konkurrenz der Stadtgemeinde Winterthur, unterstützt durch Uster, Bülach und Wald gegenüber der prädominierenden Hauptstadt schlug in Presse, Ratsaal und Versammlungen gewaltige Wellen, bis endlich die Frühlingsabstimmung, 1869, und der Sieg der Demokraten über das sog. System der Liberalen etwelchen Ausgleich der Parteileidenschaft, dafür aber eine rege Umgestaltung auf dem Boden der Gesetzgebung, von Gewerbe und Verkehr erweckte. Bald arbeiteten sich die Bürger ein in die Formen der „reinen Demokratie“; doch konnte dem Tieferblickenden nicht verborgen bleiben, daß mit solcher Herrlichkeit auch allerlei Luftblasen aufstiegen, in denen ein gefährlicher Schwindelgeist an die Oberfläche trat, sowie auch, daß politische Reife und wirkliches Verantwortungsgefühl nicht überall in gleichem Maße gestiegen waren wie Volksrechte, Wissenschaft und Technik.

G. Keller behandelte in seinem Schlüßwerk jene ersten Jahre des neuen Volkstums, während welcher sich die geprägtenen Vorzüge des demokratischen Prinzips eben nur teilweise bewährten, und es sollten die vorab im politischen Leben ans Tageslicht getretenen ungesunden Erscheinungen, wie Strebertum und Beamtenkorruption, Maulheldentum u.s.w., ihr gerechtes Urteil aus der Feder des feurigen Vaterlandsfreundes entgegennehmen. Als einen Spiegel wollte er das Buch seinen Mitbürgern vor die Augen halten, zur Selbsterkennung, Mahnung und Ermunterung. Wie ein Keulenschlag sollte es wirken gegen politische Gesinnungslosigkeit und hohles Phrasentum. Dies Zweck und erster Grundgedanke dieses Tendenzromans. Wir werden später sehen, daß es nicht der einzige ist.

Und nun dessen *Teil*, d. h. das grobe Gerüste der Erzählung.

Die beiden Seminargenossen, der idealgesinnte Salander und der mehr praktisch veranlagte Wohlwend, haben bald den Schulstaub von den Schuhen geschüttelt. Unterstützt durch Erbe und Frauengut, kommt ersterer bald

geschäftlich vorwärts, bis er durch eine an Wohlwend geleistete Bürgschaft fast sein ganzes Vermögen verliert. Mit dem kleinen Reste richtet er seiner Frau Marie ein bescheidenes Restaurant ein und findet nach mehrjährigem Bemühen und nachdem ihn die Finanzkünste des gleich einem Dämon seine Spuren verfolgenden Wohlwend nochmals in den ökonomischen Abgrund gestürzt, überm Meere vollen Erfolg für das Verlorene, so daß er, endlich bleibend in die Heimat zurückgekehrt, als glücklicher Familienvater neben einem blühenden Geschäft seinem inzwischen staatlich neugeordneten Lande als regssamer und gemeinnütziger Bürger gute Dienste leisten kann. In einer Zeit, da es an allen Ecken und Enden kracht, entpuppen sich auch Salanders Schwiegerjöhne, die Zwillingsschwestern und Notare Weidelich, nicht nur als seelenlose Genußmenschen, sondern als schlaue und freche Defraudanten. Ihre auf Hunderttausende sich belaufenden Unterschlägungen kommen an den Tag, und mit gewaltigem Gefrach fliegt der trügerische Bau in die Luft. Er reizt auch die Eltern mit, während sich die Familie Salander auf wohlgefertigtem Fundament noch leidlich aus der Katastrophe zu retten weiß und besonders der aus der Fremde heimgekehrte Sohn Arnold als wackerer Bürger und Geschäftsmann der Zukunft frischen Mutes entgegenschreitet. — Diese Zukunft — das sei noch auf Grundlage hinterlassener Notizen bemerkt — dachte sich unser Dichter und Prophet freilich nicht gar friedlich. In ihm lag die Ahnung eines kommenden allgemeinen Zusammenbruchs, wie wir denselben, und zwar in riesiger Dimension, sich nähern sehen. Diesen Weltkraich, wie er sich in seinem Geiste darstellte, aber auch die Rettung daraus, gedachte Keller in einer Fortsetzung seines Romans ausführlich zu schildern. Er hat diesen zweiten Teil preisgegeben, offenbar weil er die erforderliche Kraft nicht mehr in sich verspürte, den wirklich vorliegenden Schlüß selbst als ein Notdach bezeichnend. — Soviel über die *Teile*, d. h. über die Handlung, ein Stück menschlichen Erlebens, zum großen Teil der geschichtlichen Wirklichkeit nachgebildet, ein Block gewöhnlichen Tons im Atelier des Bildhauers. Der Meister aber formt daraus, mit heißem Bemühen, das Kunstwerk ersten Ranges! Was ein göttlicher Funke ihn schauen läßt, das wandelt die geschickte Hand zum tadellosen Gebilde.

2.

Damit treten wir heran zum *Testament* des Künstlers und sehen zu, auf welche Art aus dem einfachen Stoffe durch künstgerechte Mittel der Roman sich gestaltet, und merken uns dabei die Eigenart, den sogen. Stil des Dichters. Ich lege auf diesen Abschnitt ein Hauptgewicht und erlaube mir, behufs Veranschaulichung und Vergleichung, vorerst die Anfänge einiger anderer Romane, ebenfalls schweizerischen Ursprungs, zu zitieren. So von „*Angela Borghia*“, dem letzten Werke unseres C. F. Meyer: „Als die Angekommene des Erben von Ferrara, welche die Tochter des Papstes und Donna Lucretia genannt war, von ihrem Gatten Don Alphonse von Este im Triumph nach ihrer neuen usw.“. Welch ein kunstvoller Bau, welcher Reichtum der Sprachformen, aber auch Welch' eine Wucht von Begriffen und Beziehungen! — Ganz anders die Einführung Gottliefs in das zweite Kapitel seines „*Knechts Uli*“. „Der Sonntag stieg am Himmel herauf, hell, klar, wunderschön, die dunkelgrünen Grässlein hatten mit demantenen Kränzlein . . . Hochzeitssegen“. Eine hochpoetische, doch leicht verständliche Naturschilderung mit dem glanzvoll durchgeföhrten Bilde einer Trauung für die Bracht eines Sommersontagsmorgens!

Nun der Eingangssatz zu „*Salander*“: „Ein noch nicht bejahrter Mann, wohlgekliedet, eine Reisetasche von englischer Lederarbeit umgehängt, ging von einem Bahnhofe, der helvetischen Stadt Münsterburg weg usw.“ Wie schlicht erscheint dieser erste Satz, der als sprachliches Muster für den ganzen Roman betrachtet werden darf; und so gilt denn als erstes vom Dichter bei der Behandlung seines Stoffes angewendetes Kunstmittel: Einfachheit und damit Klarheit und Natürlichkeit der Sprache, für jeden Begriff das passende Wort, für jeden Gedanken der richtige Satz! Einfach, doch originell gibt sich diese Sprache, jedem Gewöhnlichen, Abgedroschenen abhold, eine unerschöpfliche Fundgrube neuer Wörter und Wendungen! Einfach wie Wortbildung und Satzbau ist auch die ganze Darstellung. Keine langen Betrachtungen, keine unnötige Dekoration durch Ausmalen von Naturszenen, von Kostüm und Haltung der Personen. Überall begnügt sich Keller mit skizzenartigen Strichen, das weitere der Phantasie des Lesers überlassend. Und doch wird Keller gerühmt als

schärfster Beobachter von Natur und Menschenart und behauptet man ferner, die jahrzehntelange Lehrzeit des Malbeflissenem habe sich reichlich gelohnt für den späteren Dichter.

Übergehend zu Punkt 2 der von Keller angewendeten Kunstmittel, erkennen wir alsdann deutlich den Maler daran, daß er bei seinen Figuren den Kontrast von Licht und Schatten vortrefflich anzuwenden versteht, abgesehen davon, daß seine Gestalten eine Schärfe und Sicherheit der Charakteristik zeigen, die ihresgleichen sucht. Diese Gestalten nun gruppieren sich zunächst um den Titelhelden, den bescheidenen, aber in vollem Verantwortungsgefühl in der Öffentlichkeit wie später im Rate mitwirkenden Demokraten Salander mit seinen bisweilen etwas phantastischen Volksbeglückungsidenen. Da erleben wir z. B. eine Wahlversammlung, eine Ratssitzung, ein Schützenfest, alles in der wunderbaren Treue echt Keller'scher Beleuchtung (Ratssaal). Als Gegenpartner erscheinen: Einerseits der freche Wohlwend mit seiner Sippe, Patriotismus, Idealismus und Gemeinnützigkeit auf den Lippen, im Herzen aber lauter Eigennutz und Schläue, vom Verfasser wie „ein Hanswurst mit Taschnachklappen behängt“, sogar die Religion mir als Vorstufe zu gewinnverheißender Spekulation verwendend; ein unheimlicher Gast neben dem lautern Charakter Salanders! Anderseits die Zwillinge Weidlich, schon vor dem schulpflichtigen Alter eben solche Spatzen, später überall da zu finden, wo leicht ein Vor teil zu erhaschen ist, viel Gescher und wenig Wolle, faule Streber ohne Überzeugung und zwar bis zum Gipfel ihrer zum Notariat führenden Laufbahn, da sie, um „Figge und Mühle“ zu haben, unter sich die politischen Parteien, denen sie angehören wollen, auswürfeln, überall zu sehen als Festpatrioten und Bonvivants — bis es nicht mehr „längt“ und sie auf ihrer Spitzbuben-Karriere Klienten und Staat bestehlen, beide im Gebaren einander so ähnlich, daß es schwer hält, den Isidor vom Julian zu unterscheiden, so wenig wie die als verliebte Täubchen in die Falle geratenen Salandertöchter. Die Eltern der Zwillinge präsentieren sich gerade durch den Kontrast als feinstes Pendant zum Salander'schen Ehepaar. Der Vater ein schlichter Werkmann, die „Mama“ eine Proletarierin, wie Keller nach Kleidung, Sprechweise und Benehmen keine bessere je gezeichnet, eine Mutter, die ihre

Söhnchen „mit Zuckerwasser“ erzog, ihr Sinnen einzig auf physisches und ökonomisches Ge- deihen richtend. Keine Zwischenrollen sind dem Allerweltsfreund Möni und der treuen alten Magd zugeteilt. Und diese Gestalten alle nicht etwa beschrieben, sondern sprechend und handelnd in vollendetem Technik, zugleich aber auf's natürliche miteinander verbunden und in Beziehung gebracht.

Die weitaus am besten gelungene Figur jedoch ist auch in diesem Keller'schen Roman die Frau. Ihr möchte ich noch einige besondere Worte widmen. Zum voraus fällt auf, wie der alte Junggeselle Gottfried, der sich schon früh dem Ewigweiblichen genähert, vor allen Türen aber vergeblich anklopfte, uns in seinen Novellen immer wieder die hohe Selbstherrlichkeit des Frauentums vor das Auge bringt. Auf diesem Gebiete zeigt sich die feinste Kunst seiner Charakteristik. Die Vorzüge fast aller dieser Frauengestalten aber vereinigt in sich diejenige der Salanderin. Doch was spreche ich von Frauengestalt! Sagt uns Keller nur ein Wort von Mariens Gestalt, von Rückenlinie, Blick oder sonst einer körperlichen Eigenschaft? Er, der in Anna und Judith seiner Selbstbiographie die beiden Symbole der sinnlichen und der seelischen Schönheit aufstellt, verzichtet in seinem letzten Roman auch diesfalls auf jeden augenfälligen Schmuck, es dem Leser überlassend, sich diese Marie auf Grundlage ihrer Äußerungen, ihres Tuns und Lassens entweder allgemein als eine angenehm oder vornehm ausschendende Dame vorzustellen, oder aber, wie sich solches als unbewußte Leistung der Phantasie von selbst etwa ergibt, eine weibliche Person seiner Bekanntschaft an deren Stelle zu setzen.

Ich selbst maße mir ja nicht von ferne die Autorität eines Kunstrichters an; allein schon W. Widmann fand, ein schönerer Idealtypus einer liebenswürdigen, klugen und in treuer Pflichterfüllung heldenhaften Hausfrau sei noch von keinem schweizerischen Dichter aufgestellt worden, und wenn Goethe die Dorothea seiner Idylle in späteren Jahren als Gehülfin des Mannes ihrer Liebe hätte darstellen wollen, etwa so hätte die Rechnung ausfallen müssen. „Kein Zweifel“, äußert sich auch der Prager Dr. Rud. Fürst: „die Salanderin hat lite-

rarische Ahnen; sie ist ein Abkömmling von Pestalozzi's Gertrud, und Jeremias Gotthelf hat mit der Pächtersfrau Breneli bei ihr Pathe gestanden.“ Gleich die ersten Szenen, in denen wir mit dieser Frau und Mutter Bekanntschaft schließen und Zeuge sind, wie sie als Wirtin einer schwach besuchten Kaffeestube trotz ihrer nahezu verzweifelten Lage ihr munteres Wesen beibehält, wie sie lieber darbt, als daß sie das Ansehen ihres fernen Gatten schmälert, sie zeigen uns die Marie Salander, die als echter Kamerad des Mannes in seiner Abwesenheit sorgt, erwirkt und erzieht und nach Jahren noch die geringste seiner Gewohnheiten kennt. Mäßigend wirkt sie auf ihn ein, findet gegen seine Feinde zu rechter Zeit das rechte Wort und weiß selbst das Telegramm des Vaters an die ungehorsame und durch eigene Schuld unglückliche Tochter „mit ein wenig Watte zu umhüllen“. Sie ist das richtige Gegengewicht gegen seine romantischen Verstiegenheiten und doch der treueste Genosse seiner Pläne; sie läßt sich nicht wie er durch ein paar süße Phrasen täuschen, doch weiß sie Unvermeidliches mit Würde zu tragen und ist als erste zur Hilfe bereit, ohne daran zu denken, daß die Tochter einst ungehorsam und die Schwäherleute wenig willkommen waren; für die Schwächen ihres Mannes vollends hat sie immer ein überlegenes, doch nachsichtiges Lächeln, und als ihr der gute Martin wieder einmal eine rechte Torheit berichtet, über die eine andere Frau wohl Zeter geschrieen hätte, da lacht sie nur ihr hellstes Lachen und meint gutmütig spöttend, die Geschichte habe doch etwas Einschläferliches an sich.“

Kurz, mit Meisterstrichen wird überall skizziert und am rechten Ort Licht oder Schatten aufgetragen, und wenn ich nun, als auf weitere Kontraste zum herrlichen Marienbild, abgesehen von der schon erwähnten Zwillingsmama, noch hinweise auf die ihrem Manne als Sklavin ergebene Frau Wohlwend, auf die Frau des an ihr zugrunde gehenden Kantonsrats Kleinpeter, welche ihren kostbaren Sonnenschirm in Baden spazieren führt, und endlich auf die griechische Schönheit Myrrha, über deren Reize der alternde Salander allbereits gestolpert wäre, so finden wir in diesen drei Namen ein Trio, das uns ohne weiteres den Weg weiß dazu. (Schluß folgt.)

